Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 4 (1909)

Artikel: Meinrad Lienert in seinen Gedichten
Autor: Fierz, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749397

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MEINRAD LIENERT IN SEINEN GEDICHTEN

I.

Die Poesie Meinrad Lienerts ist aussergewöhnlich schwer zu bezeichnen. Trotz ihres beschränkten Stoffgebietes besitzt sie eine kaum zu überblickende Fülle und Vielfältigkeit. Da sie sich des Dialektes bedient, so können wir die Maßstäbe, welche für die Lyrik gelten, nicht ohne weiteres auf sie anwenden. Ferner, was vielleicht mit dem unerschöpflichen Reichtum dieser Dichtung zusammenhängt, ist die Profillinie ihres Urhebers keine ganz bestimmte. Sehr häufig verschwindet Lienert vollständig hinter seinen volkstümlichen Helden und Heldinnen. Zuweilen tritt er doch mit kulturmässigen Zügen hervor. Aus diesem Grunde besitzt das Gesamtbild seiner Lyrik etwas Zwiespältiges, leise Unruhiges, und nicht überall, trotz ungewöhnlicher Vorzüge, decken sich Inhalt und Form.

Vielleicht auch ist die Begabung Lienerts noch grösser als seine künstlerische Einsicht; das ruft in seiner Dichtung kleinen Unausgeglichenheiten, Entgleisungen, Mängeln an Geschlossenheit, die daselbst überraschen. Aber sie werden durch die Macht und insbesondere die strahlende Liebenswürdigkeit eben dieser Begabung hinweggelacht, sosusagen zunichte gejauchzt. Wir fühlen uns nicht eigentlich dazu angetrieben, ihnen kritisch nachzuspüren.

Meinrad Lienert steht in der ersten Reihe unserer schweizerischen Lyriker. Er behandelt dort einen besondern Stoff. Die Psyche des Bergbewohners ist dieser Stoff.

Lange hat diese Psyche auf ihre Darstellung und Vertretung in unserer Lyrik warten müssen. Das ist nur natürlich: die gigantischen schweizerischen Berge haben etwas lyrikfeindliches. Immer und immer wieder hat die Kraft der feinsten Dichtungsart sich an ihren Mauern gebrochen. Oder es verhält sich vielmehr so: Sie, die Lyrik, versuchte den Ansturm, bevor sie Kraft besass. Es war nicht anders möglich, denn die Berge haben das Gemüt unseres Volkes von jeher tief bewegt; gleichzeitig mit der schweizerischen Dichtkunst entstanden Hallers „Alpen“. Die Verhältnisse liegen hier eigentümlich. Was in unserem Lande der Lyrik am

mächtigsten rief, hat ihr den Weg erschwert. War die schweizerische Lyrik ein Spätling, so tragen zweifellos die Berge, diese Bildner und Gestalter unserer Kultur und unserer Geschicke, die Schuld daran. Dass schliesslich ihre Wiege im Tiefland stand, konnte auch nicht anders sein.

Vom Tiefland aus sind „der Berge Herzensmacht" (C. F. Meyer) und die gigantische Stimmung der Hochtäler (Frey: „Totentanz") am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts lyrisch bemeistert worden.

Blieb immer noch die eigentlich im Gebirge bodenwüchsige Psyche zum Wort zu bringen. Blieb der Naturtönestrom und Quell aus verborgenen Tiefen, der im Jauchzer und Jodler fliesst, zum individuellen, so munteren wie tiefsinnigen Worte zu verdichten.

Zu diesem Ende musste das Bergvolk selber einen Lyriker unter die Künstler senden. Und dieser durfte, damit der vollkommene Anschluss und Ausdruck sich ermögliche, die hochdeutsche Sprache noch nicht gebrauchen. Hier ist das Talent Meinrad Lienerts eingesprungen.

Sein Bergbewohner ist ja nicht der schweizerische Bergbewohner schlechthin. Er besitzt einen sogar ziemlich engumgrenzten, besonderen Typus. Sollte er aber für seine Standesgenossen zeugen, so ist seine äusserst lebhafte Natur ein glücklicher Umstand. Er ist beredt und hat Einfälle. Das Land, das den Lienertschen Menschen erzogen hat, besitzt gemischte, also vielfältige und kontrastierende Eigenschaften. Es ist idyllisch, ohne dass die trotzige Wildheit fehlte, scheinbar lückenlos grün, während die tiefste Seebläue der Schweiz durch verborgene Ritzen heranspült. Eine bodenwüchsige Kultur geniesst einen Jahrhunderte alten Zustrom von Pilgerfahrt aus allen Ländern.

Lienert, ein Landeskind, versteht nicht nur seine Stammesgenossen, er teilt mit ihnen, so hoch er als Gebildeter und als Künstler über ihnen steht, die grundlegende Veranlagung. So fliesst gar nicht selten seine Poesie auch aus den Tiefen des Unbewussten heraus. Und das wird wohl ihren tiefsten und ihren ausschlaggebenden Reiz ausmachen.

Lienert will sich aber auch mit seinem Bergvolk identifizieren; er legt ihm seine Lyrik in den Mund. „Juzlienis Schwäbelpfyffli"

hat er sie (in der ersten Auflage) betitelt, womit er selbst ihre Art bezeichnete.

Sehen wir uns daraufhin sein Naturlied an!

Es fehlt diesem Naturlied die sublime Ruhe, die Fernwirkung und der heroische Schwung der grossen Lyrik. Lienert beschränkt sich, mit Ausnahmen allerdings, auf das deskriptive Naturbild, das Tierstück, das realistische Kleinleben der Flur, das schalkhaft erzählende Idyll. Vor seinem Naturbild steht als Beschauerin, als Entdeckerin dürfte man sagen, die Einfalt des Herzens. Vor ihm urteilt, wägt und folgert eine gelenke und findige volkstümliche Intelligenz. Demgemäss entwickelt es eine ganz spezielle Eigenart. Es ist primitiv mit allen Reizen und auch Mängeln, die an diesen Begriff gebunden sind. Selten ist wohl primitive Naturbetrachtung auf eine ähnliche künstlerische Vollendung gebracht worden.

Lienert, ganz den Weg des Volksgemütes einschlagend, geht vom Kleinen und vom Detail aus. Er sammelt es zu Hauf, zählt es mit andächtiger Zärtlichkeit, charakterisiert, auf das Liebenswürdigste eingehend, was unter und über den Halmen summt und brummt. Er entdeckt dort, wie einst der Däne Andersen, das kleine Widerspiel unserer Hoffart und Eigenliebe oder auch Selbstgenügsamkeit.

Dann aber hält er es mit dem brausend Ankommenden, dem ereignisreich Bewegten. Er greift aus einer allgemeinen Pracht das auffallend Zierliche heraus. Ein kleiner Festzug aufbrechender Knospen, befreiter Bäche, heller Taubenflüge hastet durch die Naturpoesie Lienerts. Föhnstösse melden, Fink und Drossel, goldene Wolkenschäfchen begleiten ihn.

Der Lienertsche Mensch erkennt und errät das Naturleben, dem er so nahe steht. Darum zieht er es heran, wo immer er Belege und Gleichnisse für seine Erfahrungen oder Wünsche, Vergleiche für das, was er loben und preisen will, nötig hat. Und nötig hat er sie immer, da er temperamentvoll und sozusagen plastisch empfindet und seinem Mitteilungsdrang nicht genug tun kann. So wenig eigentlich der Lienertsche Mensch ein Naturbild zu Ende sehen kann, bevor er mit seinen eigenen Angelegenheiten herausrückt, so wenig kann er diese mitteilen und formulieren,

ohne sich auf das grosse Beispiel und Parallelleben in Wald und Flur zu berufen. Das Vergleichen ist ihm, wie jedem primitiven Denker, Lust und Notwendigkeit.

Und so füllt sich die Lyrik Lienerts mit Naturbildern an, wie der windgeregteste Maientag in einer recht vielgestaltigen, hellen Schweizerlandschaft.

Ich mache darauf aufmerksam, wie allein schon der mit allen diesen Vergleichen heranschwimmende Bilderzuzug unseren Eindruck von dem in der Poesie Lienerts wirkenden Naturleben beeinflusst, bereichert und eigentlich bestimmt. Was für einen Ineinanderschmelz, was für ein Verweilen der Begriffe, Formen und Farben er zeitigt: „Jedwedes Chriesibäumli stoht do, äs d'Schwän nüd wyßer sind", oder „Due gschaut mi lang sys Aigili, Was wett es Alpeseeli si?", oder „Und d'Auge wie schüch, Wänns lueged durs Gstrüch, Wie's Stärnli im See, d'Maiglöggli im Schnee" in „d'Maitli und d'Reh".

Ich verweise darauf, wie Urbild und Sinnbild, schon weil der Dichter sie beide gleich zärtlich aufführt, einander beglänzen. Wie das Naturwesen, von der findigsten Schalkheit, naivsten Logik, mutterwitzigsten Selbstfürsprache ins Einverständnis gezogen, sich seinerseits anstellen und benehmen muss! („Und wird en Gugger nu se alt, Wänn's Lanzig wird, so töint er halt, Und tüderled sym Gspüsli!")

„A Bluem i jedem Felsespalt, Überei äs Chind, wo gäre gfallt" — „Und's Schnäggli und's Gspüsli Chunt alls usem Hüsli, d'Zugvögel chönd hei" — so sieht es in der Lienertschen Landschaft aus, deren Merkmal der fröhliche Wirrwarr ist. Dementgegen sehe man den sinnenden Dichter vor einer blühenden Staude oder einem siebenfarbigen Falterflügel Halt machen!

Das Naturbild Lienerts ist weder gross noch erhaben. Aber es besitzt Sinnfälligkeit, Fülle im Kleinen, hinreissende Bewegung, ein lauteres Kolorit; es besitzt das siegende Leuchten, welches das Staunen, das für so viele von uns zur Sage geworden ist, das Staunen über die von ihm gesehenen Dinge wirft. Es gibt Zwiesprache, Befragung und Antwort, welche zwischen der Flur- und Volksseele hin- und hergehen, unnachahmlich und mit den treuherzigsten Akzenten wieder.

D'LANZIGSUNNE

Der Winter macht eim dumm und taub,
Drum grüeßdi Gott, jungs Buechelaub,
Wie hani uf di planged!
Weiß nüd, all my Gedanke hüt
Gsehnd us wie luter Hochsiglüt,
Wo au voll Strüßli hanged.

Zäntume schießed Gresli uf,
's Fyfälterli, was trait's duruf?
Äs sibegfarbeds Tschäuppli.
Blybt doch im Schatte neimewo,
Äs Stüüdli, beit, änand'reno
Stoht's voll grasgrüeni Läubli.

Plattvoll vo Glyßlene ist d'Weid.
D'Bärgchriesbäum stönd im Fyrtigchleid,
Ä chrydewyße Plunder.
Das wär nu kei se großi Sach,
Glych s'Näst voll Eili und'rem Dach,
Das ist dä scho äs Wunder.

Und säg mer eine was'r will,
Verstand und Othe stönd eim still,
Was d'Sunne alls cha wärche.
Ha gester dänkt: Äh, wäri tod!
Hüt hani's Aug voll Morgerot,
's Härz wimsled mer vo Lärche.

'S GSPÜSLIS AUGE

Äugli hät mys Schatzeli
Wien ä Bach, wänn's dunkled,
Wänn d'rus use d'Stärneli
Still und heimli funkled.

Wänn um's Wasser d'Zitterhälm
Stönd wie Augehöirli;
Wänn's eim aluegt i dr Nacht,
Rüebig, teuff und g'föihrli.

Äugli hät mys Schatzeli
Wie dr Bach, wänn's taged,
Wänn drus alli Näbeli
D'Morgelüftli jaged.

Wä' me alls im Bach cha gseh,
Himmel, Wält und Sunne,
Blöiß die arge Fischli nüd
Und'rem Bachport unne.

HOCHSIGZYT

Nu allemol, wänn's Lanzig wird,
Fot's Buechelaub a trybe.
Dr Gugger rüeft sym Schatz: Guggu!
Das heisst uf dütsch: Du Liebi du!
I mein', s'wär Zyt zum wybe.

Derno ist alls äs wie verhäxt.
Zäntume rüefts im Gspüsli.
Keis Chäferli ist üch so chly,
Äs sait: Wer wett do ledig sy,
Es plangt eim gar so grüsli.

Marieli säg, wie isch au dir?
Eh du, wie chast au froge;
Los, s'Finkli rüeft: s'ist Zyt, s'ist Zyt!
Und d'Wält ist volle Hochsiglüt,
Chum Schatz, mer wends au woge!

Vervollständigt im romantischen und malerischen Sinne wird die Landschaft Lienerts durch das Revier der Wildleute, durch Sumpf und Moor, durch die Stauden, unter welchen „Juppedihe!" die junge Brut der Heimatlosen tollt. „Roti Fötzelröckli hends und zündroti Bäggli!" Volkstümlich elegisch sodann wird sein Bild des Berglandes, wo Heimweh oder Todesahnung es uns übermitteln. Es spricht für den Poeten Lienert, dass sein Volksgemüt auf die Sommerschönheit schwermütig oder leidenschaftlich drangvoll antworten muss:

„Jetz möchti vertlauffe
Bis as Änd vo der Wält,
Wos Gätterli stoht,
Wos i d'Ebigkeit goht.

Wer lehnt mer äs Fäckli,
Wele Wind, wele Wind?
Wett flüge dervo,
Bis s'letzt Federli tät lo."

Und seine Kinderlandschaft lobt den Dichter Lienert. Man kann des Kindes kleinen Besitz an Naturpoesie kaum lieblicher darstellen, als es hier geschieht. Lienert wäscht sein Kolorit mit Maientau; er greift ins Gärtlein der Legende; er spricht vor bei der Madonna im Rosenhag; er überfabelt, ohne lehrhaft zu werden, den Fabeldichter; er geht ins Waldinnere zu den geheimnisvollen dunklen Beeren. In seinem Reim und Rhythmus klingeln die träumerischen Wiederholungen, welche das spielende

Kind, das seine Begriffe noch langsam wechselt und keinen Grund zur Eile hat, liebt. Jene Wiederholungen, welche das Wesen der Naturstimmen an sich tragen. („Gugger i de Stude, Gugger teuff im Wald —")

Ganz vorzüglich liegt Lienert auch die erzählende Behandlung des Naturereignisses, das Idyll, in welchem die Himmlischen, von vielstimmigen Menschenwünschen bedrängt, mit schalkhafter Ruhe und geduldiger Bemühung das Wetter machen und ihre Leuchten fürsorglich und rechtzeitig entzünden oder löschen. Hier ist Petrus wichtig. Lienert macht aus ihm ein Meisterbild und den vollendeten Typus des Ibergers. Man betrachte ihn auf seiner Erdenfahrt in den „Geschichten" und in eben diesen Geschichten am Himmelstor, wo er den Juzlieni, dem er bis auf eine kleine lehrhafte Anlage wie ein Bruder gleicht, treuherzig und so sachgemäss empfängt und behandelt.

Mit Verkörperungen geht Lienert in seinem Naturlied sparsam um, womit er Recht hat. Sie fügen sich seiner Darstellung auch nicht ganz natürlich ein. Sein Boden würde sie vielleicht von sich aus noch nicht hervorgebracht haben. Sie scheinen von aussen her dorthin gelangt zu sein. Sie fallen auf, besonders wo sie, wie zum Beispiel der Ritter Mai, auch im engeren Sinne landesfremd sind. Der mit der goldenen Monstranz einreitende Lanzig reisst uns allerdings über unsere Bedenken hinweg. Noch ein Beispiel: „— Nend d'Schatte d'Schleppe uf und gönd." Und ein Gegenbeispiel: „D'Nachtschatte, nei wie nett, Gönd um im schwarze Hämpeli und tanzed vor em Bett." Wie viel stilgerechter das zweite als das erste Bild ist, leuchtet ein. Und doch würde ohne Beihilfe Meinrad Lienerts Juzlieni beide Vergleiche nicht gefunden haben.

Bei Hebel, der es eben mit einem lyrisch reiferen Volksgemüt zu tun hatte, sind die äusserst zahlreichen Naturverkörperungen gar nicht auffällig. Die Naturmächte sind allerdings auch nicht sehr greifbar umgestaltet; sie sind eher nur beseelt, während ihren Umriss festzustellen uns überlassen ist. Es ist bezeichnend, dass wir das letztere nicht für nötig oder wichtig halten.

Phantasiekunst im modernen Sinne treibt Hebel überhaupt nicht. Seine Gedanken und Gefühle zu schauen, ins Bild umzusetzen, liegt ihm noch ferne. Man ziehe aber in Betracht, wie

das verflossene Jahrhundert diese Darstellungsweise in der Lyrik entwickelt hat, und man wird es Lienert nicht verdenken, wenn er auch so vorgeht, zumal er es äusserst malerisch und plastisch, witzig und originell zu tun weiss. (Vergleiche „Die schwarze Schööifli", „Ä liechti Gsellschaft", „s'Finkenästli", „s'Brüggli".) Im Grunde genommen eilt er aber hier doch dem volkstümlichen Geiste, den er vertritt, um ein weniges voraus. Er gewinnt an geistvoll poetischen Wirkungen, welche über dem Niveau Hebels liegen, und büsst ein an jener vollkommenen Stileinheit, welche die Dichtung Hebels zu einem Eiland der Ruhe macht.

Vielleicht sind bis zur Vollendung drei Stadien der Naturbetrachtung zu durchlaufen. Im ersten würde der Mensch die Natur entdecken, jubelnd grüssen, innigst lieben, im zweiten gewahren, dass sie sein Wesen und Geschick teilt und spiegelt, im dritten erst ihre eigene Seele erkennen, sodass sie ihm Gegenstand des Anteils, des Mitleidens würde. (Hebel: „O lueg doch, wie ist d'Sunn so müed!") In dieses dritte Stadium ist die von Lienert vertretene, noch junge Naturanschauung noch nicht völlig eingetreten, während es den Charakter der Hebelschen Naturpoesie mitbestimmt und fast ausmacht. Auch darum duldet die volkstümliche Landschaft Hebels die verkörperten Naturwesen; von Beseelung bis zur Verkörperung ist ja der Schritt klein. Und die Flurgestalten, die fühlend handelnden Tage und Monde erhalten im weitern das Symbolische und Wegweisende gegen die menschlichen Geschicke hin und weit ins Land hinaus. Das Land hat sie geboren und sie zeugen für das Land.

II.

Wenn wir den Lienertschen Helden in seinen Naturgefühlen beobachtet haben, so kennen wir ihn. Und wir wissen auch, dass Lienert ein Menschendarsteller ersten Ranges ist. Hier bringt er für seine Aufgabe mit: malerisches und plastisches Vermögen, Witz, Temperament, die Grundgesinnung einer angelegentlichen Güte und eine aussergewöhnlich feine psychologische Einsicht. Kraft dieser Einsicht vollbringt er die wie im Naturbild so auch hier krönende Leistung seiner Kunst: die Darstellung der Darstellungsweise des Volkes, die Wiedergabe seiner Dialektik der Leidenschaft, seiner Formulierung der Lebensweisheit.

Er schildert die Menschen aus ihren Gesichtspunkten heraus. Wie sie in diesen Gedichten vor uns treten, sind sie mit ihren eigenen Augen gesehen, mit ihren eigenen ästhetischen und psychologischen Mitteln begriffen und deutlich gemacht. Nun gibt es ja gewiss logisch und bildnerisch geübtere Menschendarsteller als das Volk. Aber anderseits, und wo es sich also um sein eigenes Wesen und Geschick handelt, wie treffend stellt es oft unbewusst und oft unbeabsichtigt dank seinem Witz, seiner Naivität, der Frische seiner Sinne, der Ungeteiltheit seiner Interessen, insbesondere Momentbilder dar! Diese bringt es allerdings besser zustande als einen Überblick.

Demgemäss originell, kräftig und liebreizend tritt die Lienertsche Jugend in die Erscheinung. Beleuchtet durch ihr eigenes zärtliches Feuer, umgeben von ihrem schalkhaften Phantasiespiel, in Vergleich gezogen mit dem ganzen Tross der Flügel- und Flossenträger aus dem Weidland, dem rosenroten betauten Flor der Berggärtchen, welche, wie wir schon gesehen haben, im Lienertschen Liebeslied zur Mitwirkung aufgeboten sind. Im besondern durch ihre Offenherzigkeit gewinnt uns diese Jugend. Auch das Lienertsche Maitli macht aus seinem heftigen Liebeswillen kein Hehl. Es ist zu beachten und zeigt Lienert als Anwalt der Jugend, wie resolut und gründlich es ihn seinen die Hände über dem Kopf zusammenschlagenden Erziehern gegenüber verteidigt. Sein Mutterwitz und der Umstand, dass es das Herz auf dem rechten Fleck hat, lassen es nicht selten eine eigentliche Überlegenheit gewinnen und fast immer Herrin der Situation bleiben.

„Chind, Chind, verwahr mer's Türli guet!
Die wachb're Lüt gend sälig Lüt. —
O Muetter, wachber wäri hüt
Und säliger wirdi ebig nüd."
(„Maienacht".)

Höchst poetisch wirkt seine, des Mädchens naive und unbedenkliche Auslegung und Befolgung der Flurstimmen, sein Glaube an die massgebenden Eigenschaften der Natur: „Grüen sind d'Weide überei. 's ist jo scho Abrelle. Juze köirt me Tag und Nacht. Muetter lönd ä zue mer hei! Beited lang scho hind'rem Rai."

Gleicherzeit aber, trotz seines gewetzten Schnabels, wird uns das unbändige Geschöpf zur Verkörperung rührendster Mädchen-

haftigkeit. Lienert verleiht ihm Züge schüchterner Anmut, leidenswilliger Hingebung. Überhaupt variiert er den Typus unerschöpflich und bis zur Vollkommenheit. Er tut es mit der angelegentlichsten Innigkeit. Der übermütigen Dorfschönen, welche eine Stube voll Nachtbuben befehligt („D'Kappizyner hemmer gsait, Das syg böis ustrybe", klagt der geneckte treue Bursche), setzt er gegenüber das im Morgenlicht verbleichende arme Webermädchen und die junge Mutter, welche ihrem Kindlein ein Lied vom Winde singt, der über den Kirchhof geht: „Schlöiffret all' arm Seele i, Mini blöiß mueß wachber si! —"

So tief, gleich allen volkstümlichen Geschöpfen das Lienertsche „Verlassene Mägdlein" leidet, es bleibt doch in seinem Elend originell und herzhaft, anstellig, kindlich vertrauensvoll, dabei eigenmächtig und wild entschlossen.

ADIE

Adie, läbed wohl!
Goh wyt über d'Weid,
Goh dä Wulche no,
Sewyt dr Himmel blo.

Ha keis Blybe meh,
's zieht mi furt, wyt furt.
Tue kei Blick no Chehr,
Lauffe bis as Meer.

Trait mi s'Wasser dä,
Lauffi barfueß druf,
Weiß wohl as 's mi trait, —
Bis i d'Ebigkeit.

Chume wieder zrugg,
Wänn do über d'Weid
Nie kei Wind meh goht
Und keis Chind fürrot.

Wänn äs Vögeli
Mol äs Nästli hät,
Und äs Härz äs Chind,
Wo kei Bueb usnimmt.

Im ganzen genommen haben die Lienertschen Bergbewohner Drang und Kraft, sich aufzumuntern, frei zu machen, plötzlich auszurücken, dem Alltag zu entrinnen. Sie sind die geborenen und stürmischen Fastnachtleute. Nicht verwunderlich auch des

Dichters Zug zu den Landfahrern! Er schaltet, seinem innersten Bedürfnis folgend, aus seinen Kreisen aus: die Befürworter der Nützlichkeit, die Schwierigkeitskrämer, Sorglichen, Ängstlichen; sein Maitli will den Schulmeister nicht zum Manne haben, sein Landfahrer nicht im Spittel sterben; Werkstatt und Schreibstube entvölkern sich, wenn der Kuckuck am blauen Tage ruft. „Nei, nu nie chalt, viel lieber arm Und eistig frisch ums Härz und warm, Selangi nu cha fahre!“ spricht der Lienertsche Wanderbruder, der, Rosen am Hütlein, in grüne Laubgezelte einbricht.

Die Poesie Lienerts ist letzterdings eben doch nach Stoffwahl, Form, Gehalt und mit allen ihren Vorzügen und Mängeln eine Inkarnation der Jugend. Als solche steht sie in unserer schweizerischen Literatur gesondert da und beweist ihre Herkunft, welche wahrscheinlich keine andere hätte sein können, aus den Gegenden, wo der Bergrausch zu Hause ist. Gottfried Keller, Meyer und Frey geben vollgereiftes, mit der Lebenssorge restlos verglichenes Menschentum, welches allerdings vermöge seiner idealen Art dann auch, was man im weitern Sinne so nennt, jung ist.

Um zu Lienert zurückzukehren: es bleibt denn auch die ältere Generation unter seinen Helden im Hintergrund. Dagegen und ganz natürlicherweise behaupten die ganz Alten das Feld; denn diese haben, die Eigenart ihres Stammes vollendend, die Lebenssorge schon gründlich verabschiedet. Und so geben sie, milde und spassig, feierabendlich traumspinnend, noch eifrig und unternehmend genug, die Bundesgenossen der Jugend und schon die Zuflucht und Freudenquelle der Kinder ab. Was Lienert alles mit den liebenswürdigsten Seiten seiner Begabung darstellt! So eine Lienertsche Grossmutter hinter ihrem Ofen stellt die Sachen gründlich richtig („d'Chacheli“), und sie frägt dem Liebeskummer des wilden Enkels nicht vergeblich nach. („Was stillnist so Büebel?“)

Die Menschenschilderung des Dichters gipfelt im Schelmen- und Vaganten-, Fastnacht- und Nachtbubenlied. Hier, des Zwanges ledig oder im Begriffe ihn abzuschütteln, kann der Lienertsche Held sich zeigen, wie er ist. Lienert bewerkstelligt das mit Meisterlust. Nicht genug sind an dieser Schwankpoesie zu loben der Sturmlauf und Lebensüberschwang, die ins Mittelalter zurücklangende Sprach- und Bildkraft, das Aufleben uralten Volkswitzes,

die Ausdruckskraft der beschwörenden, triumphierenden, lockenden, schmeichelnden Akzente, die Bedeutungsschwere der Naturbilder, der leidenschaftliche Beleuchtungswechsel, der Bergschwalbenflug der Vorstellungen.

Kaspar, Melchior und Balthasar ins Bergland einreitend, das ist ein Motiv, das diese Dichtung kleidet.

Von dem an seiner Fastnacht und Kirchweih wild erwachenden Lienertschen Helden, unserm Zeitgenossen, bis zum alten Schweizer eben dieses Dichters ist der Schritt klein. Vielmehr gleichen sie einander aufs Haar.

„Vor alte grawe Zyte
Hed's undrem große Mythe
Kei Landvogt lang verlitte.
Si hendsi welle rode,
Sind gleitig mid em z'Bode,
Hend grüeft vo Flue zue Flue:
Gang du am Tüfel zue!
Haarus!"

Der alte Schweizer erfährt durch Lienert die denkbar realistischste Behandlung. So wird er zum absoluten Gegenstück der Helden von Schillers Tell. Und verschiedenartig muss das künstlerische Ergebnis sein, wo ein Schiller, von einem Goethe unterwiesen, ein Land und Volk von ferne und als Sitz seiner Ideale schaut, oder wo, wie es hier bei Lienert der Fall ist, das Blut für sich selber spricht, wo ein kriegerisches Volk sozusagen durch die Erben seiner Rauf- und Wanderlust, seiner Sprache und Sitte weiter grollt, murrt und jauchzt. Lienert mit seiner Darstellung der Vorfahren bringt unser schweizerisches Gefühl in tiefe Erregung. Bezeichnend und äusserst lieblich ist noch, wie er sie mit Spielmannspoesie vermengt:

DR PFYFFER

Das ist dr Pfyffer Lieni gsy;
Im Chrieg und Tanz nie hinedri;
Widleich wie Bux im Chrieg und Tanz,
Ä Pfyffer blöiß, glych änes ganz.

Wer zieht det üb're Hauptplatz d'Schwyz?
's ist 's bluetrot Fähndli mit em Chrüz.
Sant Marti, bhüet mer d'Göifli, d'Frau!
Si rucked us, es gilt ä Hau!

Dr Pfyffer Lieni goht vora;
Är schwäbelpfyffned was 'r cha.
Nei luegme was das Pfyffi macht!
Bigost sie tanzed ab i d'Schlacht.

Vor Mailand inne hät's s'es gä, —
A böise Hau, 's ist nüd az'fä.
's goht hindersi mit Mord und Tod,
Und's bluetrot Fähndli chunnt i d'Not.

Das wemmer nüd dehinne lo,
Wer Dörffi hät, der chunnt mer no!
Dr Lieni lärmt's, pfyfft stolz vorus,
Die and're no! Haarus, Haarus!

Si hend das Fähndli useg'greicht,
Vil Wältsch nu ohni Sunne b'bleicht;
Sind hei i Waffe und i Wehr.
Hend's au verspilt, si hend's mit Ehr.

Was chrosed so? Was git's, was git's?
Was wett's ächt sy, Tanztili z'Schwyz.
's Johr druf isch gsy, um d'Chilbizyt,
Was Bei hät z'Schwyz, das tanzed hüt.

Glych lupft's s'es nüd wie albig scho.
Ähä, dr Lieni ist nüd do.
Wo ist 'r dä? du helgi Zyt!
D'Schwyz Tanz und 's töint sys Pfyffli nüd.

Am Pfyfferbank sy Hock ist lääär;
Es hangt äs Fähndli drüber här, —
Dr Lieni hend's im Wältschland glo,
Sys Pfyffli lyt au neimewo.

Bei aller Kraft und Schönheit ist die Lyrik Lienerts nicht aus einem Gusse. Mit Willen und auch unbewusst nimmt der Kulturmensch Lienert im Kreise seiner dörflichen Helden das Wort. Das verleiht dem geistigen Bilde dieser Poesie etwas Unfestes, etwas fast unmerklich, aber doch fühlbar Gebrochenes. Es alteriert die Einheitlichkeit und gefährdet die Ausgeglichenheit. Warum und wieso, das möchte ich noch anzudeuten versuchen.

Es ist selbstverständlich, dass Lienert sich in seiner Lyrik auch persönlich aussprechen will. Und dagegen, dass er es im Dialekte tut, ist nichts einzuwenden. Mancher ganz unvolkstümliche Schweizer spricht und denkt in seinem Dialekt. Dennoch, sei es, dass kulturmässig sprechen noch nicht dichten heisst, sei es, dass der von Lienert gebrauchte Dialekt besonders volks-

tümlich geprägt sei, es fehlt dem kulturmässigen Dialektgedichte Lienerts letzterdings die vollkommene Natürlichkeit, die Harmonie zwischen Stoff und Ausführung, Inhalt und Form. Gewiss beeinträchtigt das die feine Seelenhaftigkeit dieser Poesie nicht. Sie wird sogar, mit dem rauhen Sprachmaterial kontrastierend, rührend bemerkbar. Der angedeutete kleine Mißstand berührt eigentlich nur eine Stilfrage.

Dann aber verleitet der Gebrauch einer Mundart nicht selten doch zum Herbeiziehen von Bildern und Gedanken aus ihrer eigenen Sphäre, die dann im Kulturmilieu sich fremd ausnehmen. Für den Ausdruck kulturmässiger, lyrischer Zartheiten oder gedanklicher Feinheiten ist sie wiederum nicht gewandt, nicht reich und nicht biegungsfähig genug. Jedenfalls erreicht das dem volkstümlichen Grund und Boden entzogene Natur- und Weltanschauungslied Lienerts an Wert sein volkstümliches Lied nicht. Auch bleibt es hie und da etwas konventionell. Mitunter wird es leicht empfindsam. Lienert ist für seine Helden origineller und klarer, als er es in seinem eigenen Namen ist.

Doch auch das volkstümliche Gedicht Lienerts erleidet hie und da Trübungen oder kleine Störungen seiner Einheitlichkeit. Lienert, der seine beiden Naturen nicht ganz scharf auseinanderhält, bricht hier nicht selten von der Kulturseite her über die Grenze. Gewiss, er ist ein seltener Kenner des volkstümlichen Sprachgeistes. Er beschwört ihn mit einer Macht herauf, welcher die Leidenschaft unserer Heimatliebe antwortet. Er entgeht aber der Gefahr nicht, die geistigen Hilfsmittel des Volkes ein wenig zu vermehren, zu steigern, zu idealisieren, hauptsächlich zu verfeinern. Er lässt, natürlich nur vorübergehend, seine Helden etwas zu geschult reflektieren. Das ist es dann, was der Dialekt nicht verträgt. Er macht es wie ein gutes Barometer, wenn der frische Wind umschlägt: er sinkt. Deutlicher gesprochen, er verliert an Vollkommenheit. Er wird matt und kann sich nicht mehr selbst erhalten. Die dem Hochdeutschen angeglichenen oder aus ihm herübergenommenen Wendungen und Worte sind in der Poesie Lienerts ziemlich häufig.

Der Dichter, welcher Kunstpoesie im Dialekte schafft, hat mit eigentümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie wachsen ihm gleich schlimmen Disteln im Blumengärtlein seiner Begabung.

Mundart und Idealstil wollen sich nicht restlos decken. Der blosse Reichtum, die blosse Feinheit eines dichterischen Gemütes, und bleibe es aufs Gewissenhafteste auf dem Boden des Volkstums, sind im Grunde dialektwidrig. Und vor die Wahl zwischen poetischen oder sprachlichen Vorzügen gestellt, wird eben doch in der Grosszahl der Fälle der Künstler die ersten vorziehen und die zweiten opfern.

Allerdings gibt es ja Lebenswerte, für deren Darstellung der Dialekt an Zweckdienlichkeit die Schriftsprache übertrifft. Tugenden höchster Art darf er für sich allein in Anspruch nehmen. Schliesslich ist doch er es, der uns unser erstes, reingestimmtes, traumbeglänztes, unersetzliches Weltbild formuliert hat. Die Hüter unseres Kinderschlafes haben sich seiner bedient. Unvergleichlich fügt er sich der Naivität, der primitiven Naturpoesie, dem Wesen der Elementarlandschaft.

Man vergesse nicht, wie er sich zur Legende, zum Übersinnlichen, zu den Schauern geweihter Orte, zu der dem Volke tiefeingewurzelten Sorge für die armen Seelen, zur Überlieferung aus Not- und Kriegszeiten stellt. Das alles ist bei Lienert einzusehen. Die tiefsten Reize seiner Dichtung gründen sich darauf. Ich verweise auf mundartliche Kabinettstücke, wie „Z'Chrieg", „s'Brombeeriliedli", „s'Raindli" und „Dr Juzlieni uf em Heiwäg" in den Erzählungen, ferner auf die Wetteridyllen, die ganze Reihe der Nachtbubenlieder, fast alle Kinderlieder, namentlich das reizende Schnäggli. Greifen wir zwei Versepaare aus diesen mundartlichen Meisterstücken heraus: „I köire wohl, wie's rüefft und chyt, Weiß nümme, wo mi Heimet lyt", klagt ein Verlassener beim Abendläuten. „Teiff im Wältschland bleikid d'Bei, d'Seele tuets nid tole. Wandlid üb're gstübed Stäg, Bis is Schwyzerländli", so schauen über den Gotthard rückende junge Söldner die Zukunft.

Ich glaube nicht, dass die Mundart hier an tiefem Ausdruck durch die Schriftsprache überboten oder nur erreicht werden könnte. Die letzte Scheidung zwischen Inhalt und Form ist überwunden.

Eine grosse Schönheit der Sprache Lienerts ist noch der Rhythmus. Er ist anpassungsfähig, ausdrucksvoll, mannigfaltig, oft mitreissend beschwingt. Dass er mitunter Störungen erleidet, der Ton also auf die unrichtige Silbe fällt, ist ein Mangel; aber

er wird bei der Ungebundenheit im Wesen der Helden und bei ihrer stürmischen Redeweise nicht sehr stark empfunden. Der Reim ist vorzüglich und der hier so spröden Mundart mit Kunst abgewonnen.

Natürlich übt der Freudentaumel in der Poesie Lienerts seinen Rückschlag aus. Bittere, oft verzweifelte Lebensauffassungen, Vergänglichkeitsklagen kommen zum Ausdruck. Die Lienertschen Helden sind zu aufgeweckt, zu scharfäugig, um den Jammer des Weltlaufs zu übersehen. Beim Dichter tritt noch dazu das Mitleid und die weiche Güte, welche den Menschen zum Kampfe gegen den Weltschmerz waffenlos macht. Sowohl der Dichter wie auch seine Helden überwinden ihre dunkeln Stunden rasch: sie erholen sich beim ersten besten warmen Sonnenblick. Sie sind hoffnungstüchtig und bezeugen es mit nicht zu ermüdender Innigkeit.

Neben ihrer poetischen Schönheit ist es ihre liebenswürdige ethische Beschaffenheit, welche bewirkt, dass, wo immer die Dichtung Meinrad Lienerts zur Sprache komme, die Mienen sich erhellen.

ZÜRICH ANNA FIERZ

JENSEITS DES SIMPLON (SPRACHLICHES UND VOLKSKUNDLICHES)

CALASCA

Die Colma, die man mir in S. Pietro als prächtigen Aussichtspunkt gerühmt, ist ein freies Weidenplateau auf der Höhe des Bergzuges, der das Antronatal von dem südlich davon gelegenen Anzascatal trennt. Leider waren ringsum die Bergspitzen in Nebel gehüllt, als ich nach mühsamem Aufstieg — ich hatte den Fussweg verloren und war einem steilen Flussbett nachgeklettert — die freie Höhe erreichte. So beeilte ich mich denn,